

Ina Knobloch



# BAUMHAUS MIT FAULTIER

Wie ich mir meinen Lebenstraum  
in Costa Rica erfüllte



ullstein extra 

»*Terremoto*«, kommentierte der Fahrer mit einer wackelnden Geste am Lenkrad. Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, und stellte allerlei Vermutungen an, von einer defekten Kupplung bis zum Motorschaden. Da der Fahrer aber keinerlei Anstalten machte, nach dem Motor zu sehen und auch alle anderen Fahrzeuge standen, war mir schnell klar, dass wir keine Panne hatten. Als ich die ersten Fahrer eines Radrennens erblickte, die die Panamericana überquerten, glaubte ich die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. Doch als die Radfahrer längst vorbeigefahren waren, der Verkehr immer noch im Schneckentempo voranging und mein Fahrer mir weiter zu erklären versuchte, was *terremoto* bedeutet, wurde mir bewusst, dass auch das Radrennen nicht die richtige Antwort war. Erst als wir eine weitere Kurve passiert hatten und ich die Katastrophe sah, erkannte ich die tragische Bedeutung dieser spanischen Vokabel: Erdbeben.

Wenige Meter vor uns, mitten auf der Panamericana, lag ein riesiger Felsbrocken, der von der Steilwand förmlich heruntergeschüttelt worden war. Daneben stand ein Bus mit einer völlig zerstörten Fahrerkabine, der Busfahrer lebte nicht mehr. Ein schweres Erdbeben der Stärke 7,5 hatte das Land erschüttert, und ich war mittendrin und hatte es nicht bemerkt.

Trotz dieses Anblicks hatte und habe ich nie Angst vor den Kapriolen des pazifischen Feuerrings, der sich auch durch Costa Rica zieht. Die tektonischen Platten entlang des Rings schieben sich immer wieder übereinander und lassen die Erde erzittern. Aber viel mehr Menschen kommen bei Autounfällen ums Leben als bei Erdbeben. Viel gefährlicher sind auch die Strömungen im Pazifik, die einen schnell aufs weite Meer hinausziehen können. Außerdem sind in Costa Rica alle Gebäude erdbebensicher gebaut, denn es gibt keine Baugenehmigungen ohne Erdbebensicherung. Das sollte mir später bei meinen Baumhausplanungen auch noch zu denken geben. Durch die strengen Baugesetze passieren in Costa Rica selbst bei stärksten Beben kaum tödliche Unfälle, viel weniger als bei uns täglich auf der Straße.

### *Der Wilde Westen von Costa Rica*

Dieser besagte Felsvorsprung, der bedrohlich aus dem Nebel auftauchte und über die Straße ragte, war mir schon bei der allerersten Begegnung unheimlich gewesen, und ich war froh, als wir ihn passiert hatten. Aber kaum, dass Roland diese Felswand schwungvoll umrundet hatte, lichtetete sich auch schon der Nebel und gab bald einen beeindruckenden Panoramablick auf die Tiefebene und den Pazifik frei. Nach und nach änderte sich die Landschaft: Galeriewälder mit seltsamen Bäumen, die eine grüne oder stachelige Rinde hatten, säumten die Straße und die ausgedehnten Rinderweiden.

Ausgemergelte Zebu-Rinder döstten im Schatten mächtiger Guanacaste-Bäume, *Enterolobium cyclocarpum*, die nach dieser Provinz benannt wurden. Diese dickstämmigen Urwaldbäume mit den feinfiedrigen Blättern ließen erahnen, was für ein beeindruckender Wald hier einst gestanden hatte, bevor er vor allem von Europäern großflächig kahl geschlagen wurde. Nur noch zwei Prozent dieses einzigartigen Trockenwaldes blieben in ganz Mittelamerika übrig – sonst gibt es diesen Urwald nirgendwo auf der Welt.

Ganze vier Monate fällt in dieser Region kein Tropfen Regen. Wie bei uns im Winter stellen sich die Bäume hier auf die Zeit der Dürre ein. Die meisten verlieren ihre Blätter, andere können ähnlich wie Kakteen Wasser in ihren mächtigen Stämmen speichern, das sie während der Trockenzeit nach und nach aufbrauchen. Mit dem Verbrauch des Wassers nimmt auch der Stammumfang erheblich ab und in der darauffolgenden Trockenzeit wieder zu. Eine spannende Tatsache, die meine Baumhausplanung später noch erheblich beeinflussen sollte.

Als wir an den ausgedehnten Weidelandschaften mit vereinzelt Schattenbäumen vorbeifuhren, waren meine Gedanken bei den Urwäldern, die einst diese Ebene bedeckten. Damit ein einziges Rind satt werden konnte, musste ein ganzer Hektar dieses einzigartigen Urwaldes abgeholzt werden. So viel Weidefläche brauchen die Wiederkäuer, um bis zur Schlachtreife zu wachsen. In Deutschland ist das eine schon viel länger akzeptierte Tatsache: Romantische Kulturlandschaften mit idyllischen Almwiesen sind nichts anderes als zerstörte heimische Urwaldflächen.

Costa Rica ist das einzige Land, das bei dieser Entwicklung in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts bereits »den Rückwärtsgang« eingelegt hat und die Wiederbewaldung von Weideflächen förderte. Seither haben sich auch die natürlichen Waldflächen wieder ausgedehnt, und das Land ist heute grüner und bewaldeter als bei meiner ersten Entdeckungsreise – aber nicht mehr so wild und einsam, vor allem nicht an den Stränden.

Wir fuhren bereits eine gute Stunde durch diese Landschaft, die auch oft der »Wilde Westen« von Costa Rica genannt wird, als wir hinter einer langen Autoschlange stoppten. »Mittagspause«, rief Monika und öffnete die Tür der klimatisierten Fahrerkabine. Ein Schwall heißer Luft schlug mir entgegen. Nachdem wir die Hochebene verlassen hatten und uns inzwischen auf Meeresebene befanden, war auch die Temperatur drastisch gestiegen. Zudem war es gerade die heißeste Zeit des Tages.

Obwohl ich keine Ahnung hatte, warum wir im Stau Mittagspause machten und ausstiegen, folgte ich brav und kroch ebenfalls aus der Kabine heraus, während Roland warten musste, bis es weiterging.

Nach einem kurzen Fußmarsch verstand ich, warum der Verkehr stillstand und wir getrost eine Pause einlegen konnten. »Unsere Fähre!«, kommentierte Monika grinsend und

deutete auf eine archaische Plattform, die von einem rostigen kleinen Schiff über die ausladende Flussmündung geschubst wurde. »Wie viele Fähren sind denn schon untergegangen?«, fragte ich daher skeptisch.

»Ach, die letzte gerade vor ein paar Wochen«, feixte Monika und deutete auf eine havarierte Plattform, die wohl ebenfalls mal als Fähre gedient hatte. Aber sie versicherte gleich darauf, dass diese Fähre außer Dienst gestellt worden sei und sie noch nie etwas von einem Unglück gehört habe. Das beruhigte mich ein wenig, obwohl die beiden ja auch erst ein paar Jahre in Costa Rica lebten und vielleicht nicht alles wussten. Aber zumindest in diesen letzten Jahren schien nichts passiert zu sein. Heute sind diese Geschichten ohnehin Anekdoten, längst verbindet eine Brücke die Halbinsel Nicoya mit dem Festland.

Die Überfahrt über das von Mangroven gesäumte, ausgedehnte Flussdelta verlief damals ohne Zwischenfälle. Der Pick-up stand zwischen Lastern voller armseliger Rinder, die ich am liebsten in die Freiheit entlassen hätte. Stattdessen stand ich an der Reling und genoss die erste tropische Meeresbrise meines Lebens. Der leicht salzige Dunst streichelte sanft meine Nase, und ich wusste, dass der Pazifik etwas Besonderes für mich sein würde.

Es war schon fast vier Uhr nachmittags, als wir die letzte »Stadt« passiert hatten, die ebenso wie die Halbinsel Nicoya hieß und nicht nur eine sehr alte Kolonialgeschichte hinter sich hat, sondern davor schon von den indigenen Völkern als Zentrum genutzt worden war. Trotzdem ist diese zweitgrößte Stadt der ganzen Provinz eher ein Dorf geblieben und zählt auch heute noch keine fünfzehntausend Einwohner. Für uns war Nicoya dennoch die letzte Bastion der Zivilisation, die wir am bereits fortgeschrittenen Nachmittag hinter uns ließen.

Hier war auch Schluss mit der Asphaltstraße. Mit fast diebischer Freude schoss Roland auf die Schotterpiste: Hier war er der König der Straße mit dem damals wahrscheinlich tauglichsten Fahrzeug der ganzen Region. Roland wusste genau, wie er die Schlaglöcher zu nehmen hatte, und schien auch fast jedes einzelne genau zu kennen. Wir fuhren beinahe schneller als auf der Asphaltstraße und begegneten mehr Pferden, Kühen, Eseln, Schweinen und sonstigem Getier als Autos. Auch der Dschungel wurde immer dichter. Zwar gab es hier noch viele Rinderweiden, aber am Straßenrand zog sich ein dichter, Schatten spendender Galeriewald entlang, und selbst die Weidezäune fingen wieder an zu leben. Holzpfähle schlugen Wurzeln und trotzten dem Stacheldraht, verschlangen ihn förmlich mit aufgerissenen oder geschlossenen Mäulern. Auch ich konnte beim Anblick der grotesken Formen dieser lebenden Pfähle kaum glauben, dass allein die Natur diese Kunstwerke vollbracht hatte, die die Wundheilung der Bäume als ein wahres Wunder erscheinen ließ.

Noch nie zuvor in meinem Leben war ich durch eine so wilde Gegend gefahren.

Begeistert erblickte ich zum ersten Mal wilde Affen, Leguane, Ameisenbären, Papageien, Kolibris und einige andere Exoten, die mir später vertraute Nachbarn werden sollten, aber jetzt nur an mir vorbeirauschten, da Roland glaubwürdig versicherte, dass wir keine Sekunde Zeit für eine Pause hätten.

### *Lagarta*

Nachdem wir endlich den letzten Fluss durchquert hatten, begann der Himmel, sich schon leicht rosa zu färben, und Roland drückte noch einmal richtig aufs Gaspedal, was bei der Schotterpiste voller Schlaglöcher eine echte Herausforderung war.

Wenige Minuten später wurde der Urwald so dicht, dass Lianen die Windschutzscheibe streiften, was ihn dazu veranlasste, euphorisch kundzutun: »Wir sind gleich da!« Im selben Moment schossen wir auch schon um die Ecke auf den Hügel, der mir später zur zweiten Heimat werden sollte: Lagarta.

Als wir kurz vor Sonnenuntergang ankamen, erwarteten uns bereits Monikas vierjähriger Sohn Christoph, die Nachbarin und die mir ziemlich gefährlich erscheinende Hundemischung, die auf den Namen Mickey hörte. Trotz meiner Vorbehalte gegenüber großen Wachhunden wurden wir noch am selben Abend Freunde und später sogar Verbündete. Nach der stürmischen Begrüßung brach sofort eine unglaubliche und für Costa Rica ganz und gar untypische Hektik aus, die ich erst verstand, als mir Monika einen Drink in die Hand drückte und mich auf die von Roland schon so ausführlich beschriebene Terrasse führte: Die tiefrote Sonne war schon fast im Begriff, den Pazifik zu küssen, und dieses immer wieder einzigartige Schauspiel sollte ich gleich an meinem ersten richtigen Abend in Costa Rica erleben – was im Oktober keine Selbstverständlichkeit ist: Während der Regenzeit lassen die Wolken selten einen freien Blick auf die untergehende Sonne zu, aber an meinem ersten Abend in Lagarta war es so.

Es schien, als seien mir alle guten Geister wohlgesinnt und böten mir ein einzigartiges Naturspektakel. Gebannt und fasziniert starrte ich noch lange, nachdem die Sonne untergegangen war, auf den immer dunkler werdenden Pazifik und den Mangrovenwald, lauschte den Grillen und anderen Urwaldgeräuschen, inhalierte den Atem des Dschungels und war überglücklich, endlich angekommen zu sein.

Doch wie mit einem Lichtschalter ausgeknipst verschwand kurz darauf der letzte Funken Helligkeit und es war stockfinstere Nacht. Nur die glitzernden Sterne und der Mond erhellten die Dunkelheit noch ein wenig. Fast im gleichen Augenblick übermannte mich die unvermeidliche Müdigkeit nach der langen Reise, was meinen Gastgebenden wohl nicht entging.



»Zeig Ina doch mal ihr Zimmer«, bat Monika ihren blondschöpfigen kleinen Sohn und zeigte dabei in die finstere Nacht auf einen vom Dschungel überwucherten Hügel. Mir war vorher gar nicht aufgefallen, dass das Haus nur eine große offene Wohnküche barg und keinerlei weitere Zimmer. Trotzdem war ich mir sicher, dass die beiden mich ein wenig auf den Arm nehmen wollten. Doch noch bevor ich etwas sagen konnte, ergänzte Roland stolz: »Ja, ja, ich habe dir doch erzählt, dass meine beiden Gästezimmer jetzt endlich fertig sind. Da oben hast du ganz deine Ruhe.«

Wortlos starrte ich immer noch in die Richtung, in der ich nichts erkennen konnte außer schemenhaften Umrissen von riesigen Bäumen. Etwas beklommen folgte ich dem kleinen Jungen mit der Taschenlampe in den düsteren Urwald, während Zikaden und andere nächtliche Urwaldtiere ihr Orchester gerade zu einem Crescendo anstimmten. So schien es mir jedenfalls, während ich stumm dem unerschrockenen Vierjährigen den stockfinsternen Urwaldhügel hinauf folgte. Nach gefühlt endlosen Minuten erreichten wir eine Anhöhe, die von zwei kleinen Bungalows gekrönt wurde, die sich organisch zwischen Felsen und Urwaldbäume schmiegt. Auf der zum Meer gerichteten Seite trennten einzig Fliegengitter in großen hölzernen Rahmen den Schlafraum vom Dschungel.

Behände schob Christoph den Rahmen zur Seite und schlüpfte in das Innere des ersten Bungalows. Mit einer flinken Handbewegung fand er den Schalter und brachte die Deckenlampe zum Leuchten. Der Raum erhellte sich so schnell, wie es zuvor draußen dunkel geworden war. Die tropische Sonne funktioniert wie eine Lampe ohne Dimmer: zack, aus, dunkel. Die Lampe in meinem neuen Zuhause hatte auch keinen Dimmer. Es dauerte einen Moment, bis ich mich an die Helligkeit gewöhnt hatte.

Fast gerührt blickte ich mich daraufhin in dem liebevoll mit Muscheln und Blüten dekorierten Zimmer um: Ein riesiges, gemütliches Bett nahm fast den gesamten oberen Bereich ein, der über ein paar Stufen mit dem etwas tiefer gelegenen, offenen Bad verbunden war. Das war alles – aber damals wahrscheinlich das luxuriöseste Gästezimmer im weiten Umkreis. Noch während ich mich umschaute, war der kleine Junge in der Dunkelheit verschwunden. Wenn ich noch eine Frage gehabt hätte, wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als alleine dem dunklen Urwaldpfad zum Haupthaus zu folgen.

Ich beschloss, keine Fragen zu haben, und duschte ausgiebig. Den kleinen Krebs, der durch den Ausguss gekrabbelt kam, bemerkte ich erst, als ich die Duschwanne sauber machen wollte, wobei sich der kleine Krabbler mindestens genauso erschrak wie ich und schnurstracks wieder im Ausguss verschwand. Für einen Moment war ich über die Entfernung zum Haupthaus froh. Meinen spitzen Schrei hatten die nächtlichen Urwaldgeräusche wahrscheinlich verschluckt, zumindest sprach mich am nächsten Morgen keiner darauf an.